

Weiter Schreiben *Magazin*

#1 Juni 2019

متزها
به زبان اصلی
بالعربية
أيضاً

Häuser Gärten Ruinen

Mit Texten von:

Omar Al-Jaffal, Ali Al-Kurdi,
Lina Atfah, Nora Bossong, Nino Haratischwili,
Ahmad Katlesh, Mariam Meetra

Impressum

Weiter Schreiben Magazin 1/2019

Textredaktion: Dima Albitar Kalaji, Christiane Kühl, Lina Muzur, Annika Reich
Übersetzung: Mustafa Al-Slaiman, Susanne Baghestani, Jessica Siepelmeyer, Osman Yousufi
Bildredaktion: Maritta Iseler, Juliette Moarbes
Grafik: Daniela Burger, Lisa Klinkenberg
Lektorat/Korrektorat: Dagmar Deuring
Umschlagbild: Juliette Moarbes

Mit Beiträgen von: Lela Ahmadzai, Omar Al-Jaffal, Ali Al-Kurdi, Lina Atfah, Tammam Azzam, Nora Bossong, Jeanno Gaussi, Nino Haratischwili, Ahmad Katlesh, Mariam Meetra, Teddy Moarbes, Sandra Stein, Majd Suliman, Kathrin Tschirner

Herausgeber: WIR MACHEN DAS/wearedo-
ingit e.V., Postfach 610254, 10924 Berlin
Vorstand: Prof. Dr. Julia Eckert, Heike-Melba Fendel, Prof. Dr. Sabine Hark
Geschäftsführung: Caroline Assad,
Patricia Bonaudo
Druck: Ruksaldruck, Berlin

Dieses Printmagazin wurde ermöglicht durch *The Power of the Arts*, eine Initiative der Philip Morris GmbH. Weiter Schreiben ist *Power of the Arts*-Preisträger 2018.

Weiter Schreiben ist ein Projekt von WIR MACHEN DAS in Zusammenarbeit mit dem Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung und der Allianz Kulturstiftung, gefördert aus Mitteln des Hauptstadtkulturfonds und des Goethe-Instituts.

www.weiterschreiben.jetzt
www.wirmachendas.jetzt

THE
POWER
OF
THE
ARTS

Eine Initiative der Philip Morris GmbH

Weiter
Schreiben
.jetzt

Editorial

„Ich versuche verzweifelt zu schreiben, um diesem Leben seine Ungerechtigkeit zu vergeben“, schreibt die syrische Dichterin Lina Atfah am 27. Januar 2019 im Zuge ihres Briefwechsels mit der Schriftstellerin Nino Haratischwili, der in diesem Heft abgedruckt ist. Schreiben ist nicht nur eine Kunst, es ist auch ein Mittel, der Welt zu begegnen, sich mit ihr in Beziehung zu setzen. Das gilt für Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten in besonderem Maße, denn die politische Situation wirkt sich direkt auf ihr Schreiben aus. Meist wird es unterbrochen – auch weil es lebensgefährlich sein kann.

Das *Weiter Schreiben* Magazin ist, wie unsere 2017 gegründete Online-Plattform *weiterschreiben.jetzt*, ein Ort, an dem Autor*innen und Künstler*innen aus Kriegs- und Krisengebieten weiter schreiben, weiter publizieren, weiter gelesen und gesehen

werden können. Die Autor*innen arbeiten mit namhaften deutschsprachigen Schriftsteller*innen in Tandems zusammen. Der Briefwechsel von Nino Haratischwili und Lina Atfah ist ein Zeugnis eines solchen literarischen, politischen und persönlichen Austauschs.

Häuser – Gärten – Ruinen ist das Thema der ersten Ausgabe, weil das die Orte sind, an denen gelebt wird. Genau wie in der Sprache, die auch nicht mehr verstummt, wenn wir sie einmal gefunden haben, wie Nora Bossong in ihrem eindrücklichen Essay über Sprachruinen schreibt.

Alle hier versammelten Autor*innen und Künstler*innen haben eine (Bild) Sprache gefunden, die neue Perspektiven eröffnen kann, um Häuser, Gärten, Ruinen und die Welt neu zu sehen. So ist dieses Magazin vor allem eins: eine Tür in eine gemeinsame Welt.

Die Redaktion

Aus dem Spalt ragt ein schmaler, schöner Baum hervor

In diesem Haus in Salamiyah/Syrien wuchs Lina Atfah auf.

Foto: privat



Zwei Fotos, zwei Zuhause und ein Leben, das Fäden zwischen Salamiyah, Tbilissi, Hamburg und Wanne-Eickel spinnt: Lina Atfah und Nino Haratischwili entdecken verblüffende Gemeinsamkeiten der Häuser ihrer Kindheit. Auszug aus einer Mail-Korrespondenz der Autorinnen, die seit zwei Jahren ein literarisches Tandem bilden.

Von: Lina Atfah
Betreff: Guten Abend liebe Nino
Datum: 27. Januar 2019 um 22:42:35 MEZ
An: Nino Haratischwili

Guten Abend, liebe Nino,

heute Morgen bin ich glücklich aufgewacht. Ich trank meinen Matetee und hörte dabei Fairuz. Ich habe dir über Fairuz und ihre Stimme bislang noch nichts erzählt, auch nichts darüber, was sie für mich bedeutet, und zwar nicht nur für mich, sondern auch für meine Familie und mein ganzes Land. Als würde ich mir einen alten Morgen ins Gedächtnis rufen, hörte ich Fairuz, während sich meine Zunge unter der köstlichen Bitterkeit des Matetees zusammenzog.

Kann Schreiben die Welt verändern?, fragte ich mich, aber ich hatte das Gefühl, dass diese Frage zu groß und kompliziert war, dass sie zu diesem ganz normalen Morgen nicht passte, deswegen beschloss ich, sie zu vereinfachen, aber es gelang mir nicht. Ich dachte lange darüber nach, wie ich etwas bewirken könnte.

Was kann ich schon tun, damit die Welt zu einem friedlicheren Ort wird? Das Schreiben ist tatsächlich das Einzige, was ich kann.

Die Welt verändert sich so schnell und wird jeden Tag gewalttätiger, und die Menschen haben keine Lust zu lesen, sie fürchten sich vor dem Lesen, weil das Lesen ihre Sorgen verstärken könnte, weil es sie zwingen könnte, endlich eine Entscheidung zu treffen. Warum sollte ich ein Gedicht von Bertolt Brecht lesen, wenn ich das Kreuzworträtsel einer Zeitung lösen kann, deren Nachrichten mich nicht interessieren?

So sah ich diese Welt. Ein Ei verlor seine Schale und sein Inneres floss ins Nichts, wo das Schreiben nur noch eine bittere Tat ist. Irgendwo auf dieser Welt stirbt jemand an Hunger, an Kälte oder an Unterdrückung. Und woanders lebt ein anderer, als würde er das Leben auf seinem Knie schlachten.

Viele traurige Gedanken, liebe Nino, deshalb versuche ich verzweifelt zu schreiben, ich versuche, diesem Leben seine Ungerechtigkeit zu vergeben.

LG
Lina

P. S.: Ich würde dir gerne eine Sammlung von Fairuz' Liedern schicken. Ich hoffe, du hast Zeit, sie zu hören. Vielleicht könnten dir diese Lieder etwas über mein Land erzählen, eine Fantasie, die ich nicht beschreiben kann.

Von: Nino Haratischwili
Betreff: Aw: Guten Abend liebe Nino
Datum: 30. Januar 2019 um 16:12:14 MEZ
An: Lina Atfah

Liebe Lina,

ja, schick mir die Lieder. Musik war schon immer ein wichtiger Teil meines Lebens. Alle in meiner Familie haben musiziert und gesungen, bis auf mich :) Ich habe mich auf die Texte spezialisiert. Wie traurig diese Zeile ist, aber zugleich auch rührend: „... ich versuche, diesem Leben seine Ungerechtigkeit zu vergeben.“ Das ist ein schöner Gedanke.

Auf Annikas Anregung hin habe ich gestern viel über Ruinen nachgedacht. Was ich damit verbinde und wie dieses Wort für mich besetzt ist. So vieles im Leben verkommt zu Ruinen – nicht nur im physischen Sinne, auch im emotionalen, und manchmal bricht das Leben dort durch, wo man am allerwenigsten damit rechnet. Sofort kam mir dieses Bild in den Sinn, dieses eine Bild aus meiner Jugend von dem zerfallenen Haus. Ich schicke dir ein Foto von einem Foto, denn ich habe es damals mit einer analogen Kamera aufgenommen und es hängt gerahmt bei mir in der Wohnung (verzeih die schlechte Qualität).

Ich war damals sechzehn oder siebzehn und gerade mit der Schule fertig geworden. Ich war voller Tatendrang, ich wollte, dass das Leben endlich beginnt, ich wollte studieren, wollte meine neugewonnene Freiheit feiern, wollte mich berauschen an den Verheißungen der Zukunft. Aber alles, was mich umgab, war trist und rau, es war traurig und gelähmt, erstarrt. Denn das ganze Land glich damals einer Ruine: die Unabhängigkeitskämpfe, die Wirtschaftskrise, der Zerfall der Sowjetunion,

zwei Kriege und ein Bürgerkrieg, mitten in der Hauptstadt ausgetragen, die totale kulturelle Stagnation, existenzielle Ängste – all das umgab mich, all das hinderte mich daran, mich an meinem Leben zu berauschen. Wir, meine Freunde und ich, versuchten es trotzdem. Wir gingen stundenlang spazieren, wir sprachen von unseren Träumen und Hoffnungen, wir tranken billiges Bier und kamen uns erwachsen vor, wir verliebten uns und entliebten uns, wir lebten in einer Parallelwelt, in der es keine Politik und keine Erwachsenen gab, dafür aber viel Kunst und viele Tagträume.

Auf einem unserer Streifzüge entdeckte ich dieses Haus. Es lag gegenüber einem Café, das zu unserem Lieblingscafé wurde und bis heute existiert. Es ist angebunden an ein wunderschönes Puppentheater, in dem es den köstlichsten Apfelkuchen der Welt gab und das heute von Touristenscharen überlaufen ist. Direkt gegenüber stand ein altes, schönes, herrschaftliches Haus, wahrscheinlich aus dem 19. Jahrhundert, in dem einst gelebt und geliebt, geboren und gestorben wurde und das nun entzweierte worden war: Ein riesiger Spalt teilte es in zwei Stücke und inmitten dieser klaffenden Lücke ragte ein schmaler, schöner Baum hervor. In meiner Erinnerung blühte er weiß, wunderschöne, zarte Blüten schmückten seine Äste, vielleicht waren es Kirschblüten, vielleicht aber auch nur ein Stück meiner Fantasie.

Irgendwas an diesem Bild hielt mich gefangen. Ich konnte mich nicht rühren. Meine Freunde zogen weiter, ich blieb stehen und startete wie versteinert hin. Ich weiß bis heute

Wir lebten in einer Parallelwelt, in der es keine Politik und keine Erwachsenen gab.



Foto: privat

Ein Haus in Tbilissi/Georgien. Das Foto begleitet Nino Haratischwili seit Langem.

nicht, woran es liegt, aber immer noch hat dieses Bild eine enorme Wirkung auf mich. Ich kehrte am nächsten Tag zurück und machte dieses Foto.

Was ich da sah, hatte viel mit meiner eigenen Situation zu tun, mit der Energie, die damals freigesetzt wurde und die mich zwang, die endlosen Probleme und die triste Stimmung in etwas Kreatives umzusetzen, was sich letztlich als meine Rettung erwies. Es hatte aber auch viel mit dem Land zu tun, aus dem ich komme, das bis heute in diesem Ruinenspalt etwas Neues aufzubauen versucht, ohne aber vorher die Ruinen wegzuschaffen. Es hat aber auch sehr viel mit der Hoffnung zu tun, die man unbedingt braucht, egal wie schrecklich einem alles erscheint, diese existenzielle Hoffnung, dass doch etwas anderes, Neues möglich ist.

Das Bild habe ich später meiner Freundin Julia gegeben, der Künstlerin, die das Buchcover für „Das achte Leben (für Brilka)“ gestaltet hat, und bat sie, sich davon inspirieren zu lassen. Nun sind das Bild und der Roman für immer miteinander verwoben und begleiten mich beide weiterhin durch mein Leben.

Heute steht dort ein neues Haus. Alles ist glatt und hübsch, alles Vergangene ist verschwunden, keine Spur einer Ruine ...

Schreib mir bald.
Deine Nino

**Schreib mir, Nino, weil
ich jedes Mal, wenn
ich deine Worte lese, den
Rückweg nach Hause
finde.**

Von: Lina Atfah

Betreff: Aw: Guten Abend liebe Nino

Datum: 5. Februar 2019 um 14:21:01 MEZ

An: Nino Haratischwili

Liebe Nino,

ein Schauer lief mir über den Rücken, als ich das Foto sah. Warum sollte Nino mir ein Foto unseres Hauses in Salamiyah schicken?, fragte ich mich. Das Gefühl hatte ich schon lange: Du und ich, wir teilen nicht nur einfache Details, es ist ein ganzes Leben, das seine Fäden zwischen uns spinnt.

Der Anblick eines Hauses wird von weit mehr bestimmt als von dem Haus oder dem Garten selbst. Stundenlang saß ich im Innenhof unseres Hauses und betrachtete den Balkon, die Steintreppe, den Jasmin, der sich die Mauer und die Regenrinne hinaufwand, und den Orangenbaum, der wie ein neugieriger Nachbar aussah, der seinen Kopf vorstreckt, um einen schnellen prüfenden Blick nach draußen zu werfen. In diesem Innenhof experimentierte ich mit der Poesie und teilte meine Geheimnisse mit dem Ort. Der Ort ist ein Verbündeter der Seele.

Einsam kommt der Mensch zur Welt und verlässt sie genauso einsam, aber ich teilte meine Einsamkeit mit dem Ort. Ich bin Nachfahrin einer langen Migrationskette, und jener Ort ist es ebenso. Dass die Pflastersteine sich sammeln, um ein Haus zu formen, ist genauso eine Migration.

Von unserem Balkon schaute man auf einen Friedhof. Dort spielte ich jahrelang mit meiner Schwester und anderen Kindern zwischen den Gräbern. Die Tatsache, dass unser Haus vom Friedhof umgeben war, versöhnte mich mit dem Tod. Mein erster Verlust trat ein, als der Friedhof in einen Park verwandelt wurde und der Lieblingsort meiner Kindheit verschwand.

Meine Schwester und ich nannten ihn den kahlen Park, weil er mit ein paar Zypressen und einem unfertigen Brunnen aus blauem Porzellan der ärmste Park der Welt war. Aus

einem Ort voller Labyrinth, Geschichten, Kleintiere, Kräuter, komischer Blumen und Geister wurde ein langweiliger Ort, wo man nicht spielen, sondern nur um den Friedhof trauern konnte.

Hier in Deutschland sind die Friedhöfe übersichtlich, perfekt und schön, aber auch kalt, streng und geheimnisvoll. Unser Friedhof war herrlich, chaotisch und laut.

Ich vermisse ihn, ich hatte ihn schon verloren, bevor ich Syrien verließ.

Ich verlor ihn, weil er sich veränderte und ein langes Gedächtnis verschluckte.

Ich vermisse den Ort und seine Gewohnheiten.

Wenn du dir das Bild anschaust, das ich dir schicke, wirst du die Ähnlichkeit bemerken, zwei gegenüberliegende Spiegel und zwei Leben, die Verstecken spielen und lachen, als ob alles in Ordnung wäre.

Früher konnte ich das ganze Haus beobachten, während ich den Innenhof schrubbte. Ich erinnere mich an das Wasser, das ich aus dem Eimer goss, ich erinnere mich an das Geräusch des Schrubbers, ich erinnere mich daran, wie ich das Wasser verteilte und wie das Wasser allen Staub und Schmutz verschluckte, wie es alle meine Sünden in den Gully mit der gelben Abdeckung schwemmte.

Ich vermisse die Routine des Wischens. Hier, wo es keine Gullys wie zu Hause gibt, wische ich den Staub weg und betrachte ihn dann, schwarz und schmutzig, auf dem Scheuerlappen. Ich sehe alle meine Sünden. Ich bräuchte einen großen Wassereimer, um ganz viel Wasser zu vergießen und das lange Gedächtnis des Elends wegzuwischen.

Schreib mir Nino, weil ich jedes Mal, wenn ich deine Worte lese, den Rückweg nach Hause finde.

Anbei schicke ich dir ein Foto aus Salamiyah. Meine Cousine Salam Atfah hat es vom Innenhof aus aufgenommen. Sie wohnt heute mit ihrer Familie in unserem Haus. Früher wohnten sie in einem Dorf in der Nähe von Salamiyah, in Al-Mabujah, wo der IS einmarschierte und ein schreckliches Massaker beging. Nachdem der IS seine Mission beendet

hatte, bombardierten die Regierungskräfte die Häuser aus der Luft. Meine Cousine und ihre Familie überlebten die Angriffe, aber sie verloren ihr gesamtes Hab und Gut.

Viele liebe Grüße aus Wanne-Eickel
Lina

In Deutschland sind die Friedhöfe übersichtlich, perfekt und schön, aber auch kalt, streng und geheimnisvoll.

Von: Nino Haratischwili
Betreff: Aw: Guten Abend liebe Nino
Datum: 18. März 2019 um 20:30:08 MEZ
An: Lina Atfah

Liebe Lina, danke für deine bitter-süß-traurig-schaurigen Gedanken und Erinnerungen ... Wie geht es der Familie deiner Cousine? Wie leben sie jetzt? Es erscheint mir so absurd, diese Fotos, dich, deine Geschichte und das Wort IS in einem Satz zusammenzubringen. Mein Gehirn weigert sich, die damit verbundenen Bilder in Einklang mit dir zu bringen, mit deinem Lachen und deiner Heiterkeit. Aber ich weiß, dass es wahr ist. Und ich weiß, wie heiter und lebenshungrig man wird, sobald das Leben zu einem blanken Überlebenskampf verkommt.

Friedhöfe sind ein Thema für sich, ich würde gern einmal ausführlicher darüber schreiben, und vielleicht setzen wir die Gedanken zu diesen schaurig-friedlichen Orten irgendwann wieder fort. Aber heute will ich noch bei den „Häusern“ bleiben, die in



Foto: Kathrin Tschirner

Nino Haratischwili und Lina Atfah nach einer gemeinsamen Lesung.

meinem Kopf stets auch eine „Ruine“ in sich tragen, sogar die neu erbauten. Vielleicht, weil ich zu viele Häuser zu Ruinen verfallen sah, vielleicht weil das der natürliche Gang der Zeit ist. Es ist nicht einmal ein besonders trauriger Gedanke, sondern eine ganz banale Gegebenheit, wenn man so will ...

Meine Eltern lebten in einem Mehrfamilienhaus. Ich bin in eine anonyme Betonwelt hineingeboren worden. Unser Haus galt als schön und modern und doch mochte ich es dort nie. Aber meine Mutter hatte eine sehr enge Bindung zu ihrer Mutter und ihrer Schwester und nutzte jede Gelegenheit, um nach Sololaki zu fahren. Das ist bis heute einer der schönsten und ältesten Stadtteile von Tbilissi. Er erstreckt sich über mehrere Hügel und die wunderbar verschnörkelten Häuser mit

samt den bunten Holzbalkonen sind zwischen den kopfsteingepflasterten Hügeln versteckt wie kleine bunte Pilze im Wald.

Sogar in der Sowjet-Ära wirkte Sololaki wie ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit. Als wäre es aus einer fernen Welt gerissen worden. Es passte nicht in die graue, gleichmachende Tristesse, die der Staat für erstrebenswert hielt. Zu bunt, zu schrill, zu laut, zu chaotisch waren jene Straßen. Heute noch herrscht in den halb verfallenen Höfen mehr Leben als in ganz Hamburg. Manchmal ist es dort auch zu hektisch und zu laut, außerdem gibt es kaum Privatsphäre, denn die Höfe sind von Durchgangsbalkonen bzw. Gängen umzingelt (diese Bauform wird in Österreich Pawlatsche genannt). Im Garten flattert die Wäsche, irgendeine ewig neugierige Nachbarin steht

Im Garten flattert die Wäsche, irgendeine ewig neugierige Nachbarin steht am Fenster und beäugt alles.

am Fenster und beäugt alles, rauchend und Kaffeesatz lesend, Kinder spielen, ein Autofreak wäscht ausgiebig sein Gefährt, während schäumende Seifenlauge über den ganzen Hof fließt.

Früher war Sololaki ein Nobelviertel, erbaut auf den Wasserquellen, derentwegen – so will es die Legende – die Stadt überhaupt erst gegründet wurde. In der kurzen Zeit der Unabhängigkeit vor der Sowjetisierung des Landes, die 1921 begann, lebten dort die vornehmsten Bürger der Stadt und leisteten sich ihre klassizistischen Villen mitsamt überwucherten Gärten. Aus diesen Gärten wurden später die sogenannten Tbilisser Höfe, die von den Bolschewiken in „Italienische Höfe“ umbenannt wurden. Da wegen Wohnungsknappheit in diesen Quartieren (der georgischen Variante der „Kommunalkas“) viele Menschen dicht beieinander hausten und sich das Leben immer mehr nach draußen verlagerte, ging es in den Höfen ganz schön laut zu. Und weil zu jener Zeit die italienischen neorealistischen Filme populär wurden, dachte man bei Lärm sofort an Italien – so wurden aus den Tbilisser Höfen die Italienischen Höfe.

Eines der schönsten Gebäude in dieser Gegend ist das Haus des Cognacfabrikanten und Mäzens David Sarajischwili, der die Villa seiner geliebten Frau zum fünfundzwanzigsten Hochzeitstag schenkte. Sie wurde 1905 von dem deutschen Architekten Carl Zaar erbaut, der geschickt europäische und georgische Elemente miteinander verband. Die Fliesen für die Terrasse wurden eigens bei Villeroy & Boch bestellt.

Das Haus war schon immer ein beliebter Treffpunkt für Künstler, Gelehrte und Adlige. Da Sarajischwili keine eigenen Kinder hatte, vermachte er es der Stadt, mit dem Wunsch, dass es ein künstlerischer Ort bleiben sollte. 1921 eröffnete dort das sogenannte „Schriftstellerhaus“. Um in der sowjetischen Diktatur publiziert zu werden, musste man staatskonform sein und das hieß auch: Mitglied jenes Verbandes.

Ende der 30er Jahre erreichten die Stalinistischen Säuberungen in Georgien ihren Höhepunkt. Vor allem Künstler und Intellektuelle traf es mit einer unvorstellbaren Härte. Tausende von ihnen wurden nachts von den NKWD-Mitarbeitern abgeholt und deportiert oder verschwanden spurlos. Auch das „Schriftstellerhaus“ blieb nicht verschont. Einer der Künstler, der georgische Dichter Paolo Iaschwili, kam seiner Verhaftung zuvor: Nach einer Sitzung des Schriftstellerverbandes erschoss er sich am 22. Juli 1937 direkt im großen Saal.

Heute ist das Schriftstellerhaus restauriert und gehört zu den schönsten Gebäuden in der ganzen Stadt. Es ist ein Ort, der mich an viele wunderbare Autoren denken lässt, die einst dort waren und denen so brutal alles genommen wurde, ein Ort, der mich demütig macht und mich daran erinnert, dass die Geschichte sich immer wieder im Kreis dreht ...

Ich freue mich auf deinen nächsten Brief.

Deine Nino

Aus dem Arabischen und ins Arabische von Osman Yousufi

In dem Treppenhaus von Nino Haratischwilis Großmutter in Tbilissi sind die Marmorplatten zerbrochen und die Verzierungen an den Wänden mit Teenagergekitzel überzogen. Dass die schönen Treppenhäuser Tbilissis verfallen, macht Nino Haratischwili wütend. Am liebsten erinnert sie sich an ein Haus mit atemberaubendem Blick und diesem Garten, in dem sie als Kind oft spielte. Als „das Grüne Haus“ taucht es in ihrem Roman „Das achte Leben“ auf. Die Sehnsucht nach einem eigenen Garten verstärkt sich bei ihr Jahr für Jahr, es ist die Sehnsucht nach der Ruhe, die ihr oft fehlt.

Nino Haratischwili
Lina Atfah

Lina Atfahs Tante Samar liebte böse Spiele. So stieg sie aufs Dach, setzte sich an den Rand, ließ ihre Beine baumeln und genoss den Tumult. Es gab nur einen Menschen, der sie von dort runter bekam: ihr Onkel. Kurz vor seiner Verhaftung nahm er seine üblichen Sätze auf Band auf. Während er im Gefängnis saß, sollte zumindest seine Stimme Samar besänftigen. Eine Weile funktionierte das, doch dann fand sie den Kassettenrekorder. Von da an stieg sie nie wieder aufs Dach. In jedem syrischen Haus stehe ein Kassettenrekorder, so Lina Atfah.

Verlorenes Haus

Mariam Meetra

Für Virginia Woolf und Rose Ausländer

Ich habe geweint
angesichts dieser ziellosen Wanderschaft
in einem Zimmer, das nicht für mich allein ist,
mit unruhigen Augen,
schlaflosen Augen,
erfüllt von der Irrfahrt vergangener Tage.
Im Tosen dieser bodenlosen Nacht
denke ich an dich,
deren Stimme bitter und ohne Unterlass
in meinen Gedanken kreist
und wie die Trauer unbegrenzt
sich in mir ausbreitet.

Wie ein Fels weitab vom Gebirge,
wie ein Blatt vom Baum
bin ich von dir abgefallen,
meine ferne Stadt!
Wie der Wind, verloren im Dschungel,

mit der Stirn gegen Bäume stößt
und keinen Ausweg findet,
gelange ich nirgendwo hin.
Ich entferne mich weiter von dir
und die Grube in meiner Brust
wird immer tiefer.

In dem anderen Haus
sind die Winter lang,
meine Hände und Augen, an Sonne gewöhnt,
verwittern unter der lastenden Kälte.
Muss ich in diesem anderen Haus
eine andere sein?
Die Cafés dieser Stadt bieten Kaffee an,
nachmittags kehre ich rascher heim,
um meine Müdigkeit in Teegläsern aufzulösen.
Dieses andere Haus entfernt mich von mir.

Liebe Rose!
Wenn wir uns von zu Hause entfernen,
entfernen wir uns von uns selbst
und von den Wörtern,
wir träumen unser Leben
in verlorenen Häusern.

Aus dem Persischen von Susanne Baghestani

خانه ی از دست رفته به ویرجینیا وولف و روزا آوسلندر

گریسته ام
چشم در چشم این هجرت بی سرانجام
در اتاقی که از آن من نیست
با چشمانی سرگشته
چشمانی بی خواب
که از سرگشتگی روزهای دور لبریز اند
در هیاهوی این شب بی سکون
به تو فکر می کنم
که صدایت تلخ و ناآرام
در سرم می پیچید
و چون سوگی بی پایان
در من گسترده می شود
مثل سنگی که از کوه دور افتاده است
مثل برگگی که از درخت
از تو دور افتاده ام
ای شهر دور!
مثل بادی که در جنگل راهش را گم می کند
سر بر درخت ها می کوبد
و راهی نمی یابد



Jeanno Gaussi, aus der Serie „Erased Memories“, Kabul 2007

...راه به هیچ جا نمی برم
از تو دورتر می شوم
و این حفره خالی در سینه ام
...عمیق تر می شود
در خانه ای دیگر
زمستان طولانی است
و دست ها و چشم های من که با آفتاب آشنا تر اند
زیر بار این همه سردی می پوسند
در خانه ای دیگر
آدمی دیگر باید بود؟
کافه های این شهر قهوه تعارف می کنند
و من عصرها زودتر به خانه بر می گردم
تا خستگی ام را در لیوان های چای حل کنم
این خانه مرا از من دور می کند
!روزای عزیز
از خانه که دور می شویم
از خویش دور می شویم
از کلمه ها دور می شویم
و در خانه های از دست رفته
در خواب های مان می زییم

اشاره به کتاب «اتاقی از آن خود» از ویرجینیا وولف¹
اشاره به شعر² Mutterland از روزا آوسلندر

Wenn Mariam Meetra von ihrem Haus in Kabul träumt, sieht sie immer nur einzelne Dinge vor sich: Das Bett. Die grünen Gardinen. Die Buchrücken im Regal. Viele der Details tauchen nur verschwommen auf, einzig die Farben sind immer gestochen scharf. Die Beziehung zu ihrer Wohnung in Berlin bleibt eine Vernunfttöte. Für die große Liebe fehlen ein Garten und genügend Platz für ihre unzähligen Teetassen. Die meisten davon sind zu schön, um aus ihnen zu trinken, doch das ändert nichts.

Mariam Meetra Annika Reich

wuchs in einem Haus auf, in dem es irgendwann spukte. Der Pflaumenbaum merkte es zuerst, warf seine unreifen Früchte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen ab und ging ein. Die Familie installierte eine Alarmanlage. Doch kaum waren die Kästchen an den Fenstern angebracht, prallte ein Vogel nach dem anderen dagegen und löste die Sirene aus. Sonst flog nichts durch die Gegend und Pflaumenmus gab es zum Glück auch nicht mehr. So war es trotz allem vielleicht doch eine glückliche Kindheit.

Wo immer das Dach einstürzt



Noch immer kämpfen Frauen und Mädchen um Bildung in Afghanistan.
Die Al-Fatah-Schule in Kabul wird heute von der Direktorin Zarin Karamkhail geleitet.

Die afghanische Lyrikerin und Frauenrechtlerin Mariam Meetra besuchte zu Zeiten des Taliban-Regimes eine Untergrundschule in Kabul. Im Gespräch mit Annika Reich erzählt sie von flüchtigen Räumen, schlaflosen Straßen und der Eroberung der Stadt durch Gedichte.

Annika Reich: Als die Taliban in Afghanistan an der Macht waren und Mädchen den Schulbesuch verboten, hast du drei Jahre lang eine Untergrundschule in Kabul besucht. Willst du uns davon erzählen?

Mariam Meetra: In dieser Zeit war Frauen nicht nur die Schule verboten, sondern das ganze Leben. Frauen durften ohne Männer nirgendwohin gehen – auch nicht zum Markt oder zum Arzt. Meine Mutter, die vor der Taliban-Herrschaft Lehrerin war und danach zu Hause bleiben musste, wollte sich nicht damit abfinden, dass ich ohne Bildung aufwachsen sollte, und suchte nach einer Möglichkeit, mich unterrichten zu lassen. Eines Tages erzählte ihr eine Freundin im Geheimen, dass sie zusammen mit einer Lehrerin eine Untergrundschule organisiere.

AR: Wie kann ich mir eine solche Schule vorstellen?

MM: Wir saßen in einem normalen Zimmer auf dem Boden und lernten. In den drei Jahren, die ich dort war – von 1998 bis 2001 –, mussten wir dreimal das Haus wechseln, weil die Taliban jedes Mal Wind davon bekommen hatten. Der Unterricht fand in großen Privathäusern statt. Wir waren fünfzehn bis fünfundzwanzig Mädchen zwischen fünf und fünfzehn Jahren.

AR: Wem gehörten die Häuser?

MM: Das erste gehörte der Organisatorin, das zweite einer Witwe mit mehreren Kindern, die das Geld brauchte. Ihr Haus an die Schule zu vermieten, war sehr gefährlich und sie tat es nicht aus Überzeugung. Das dritte Haus gehörte einer Lehrerin, deren Tochter mit uns lernte.

AR: Hattet ihr einen Plan für den Fall, dass die Taliban ins Haus kommen?

MM: Ja, wir sollten uns dann möglichst schnell in verschiedene Zimmer aufteilen. Die Lehrerin hätte dann fünf von uns als ihre Töchter ausgegeben und die anderen als ihre Nichten. Und doch wussten wir, dass sie uns nicht glauben würden, weil so viele Mädchen zusammen in einem Haus verdächtig waren.

AR: Wie bist du zur Schule gekommen?

MM: Ich bin zwanzig Minuten mit meinem Bruder auf dem Fahrrad gefahren oder mit meiner Mutter zu Fuß gegangen. Meine Mutter und mein Bruder waren die treibenden Kräfte hinter meinem Schulbesuch. Mein großer Bruder hat mir bei den Hausaufgaben geholfen und oft stundenlang vor der Schule auf mich gewartet. Einmal hat er mir zum 8. März ein Buch über Frauenrechte geschenkt. Ich war ja damals noch sehr jung, aber ich erinnere mich an fast jedes Wort. Für all das bin ich sehr dankbar.

AR: Hast du in der Schule vergessen, dass die Situation so gefährlich war?

MM: Ja, da hatten wir Spaß, und ich habe sehr viel gelernt. Eine ausländische NGO hatte Lehrpläne, Gelder und professionelles Material zur Verfügung gestellt. Als ich 2001, also nach drei Jahren, in eine offizielle Schule gewechselt bin, wurden alle Prüfungen aus dieser Zeit anerkannt. Ich habe die normalen Prüfungen abgelegt und konnte gleich zwei Klassen überspringen.

AR: Das könnte auch an dir liegen ...

MM: Ich war immer die Beste, nur einmal die Zweitbeste. Zum Glück musste ich keine Klassen wiederholen. Andere Frauen saßen

Wer darf Fahrrad fahren, wer fährt Auto? Wer geht nachts alleine? Der Körper einer Frau ist immer in Gefahr.

mit zwanzig Jahren noch in der sechsten Klasse. Sie waren zum Teil schon verheiratet. Einen Monat nach Ende des Taliban-Regimes fragte mein Vater meine Mutter: „Warum sitzt du immer noch zu Hause? Geh raus! Du kannst rausgehen, es ist vorbei.“ Es hat gedauert, bis wir das wirklich verstanden haben.

AR: Du schreibst in deinen Gedichten viel über Straßen. Waren Straßen Orte der Gefahr?

MM: Ja, die Straßen gehören in Afghanistan den Männern. Auch heute noch sind die Straßen für Frauen nicht sicher. Es ist ein Hobby von afghanischen Männern, Frauen dafür zu beschimpfen, dass sie auf der Straße und nicht zu Hause sind. Ich kann und will nicht akzeptieren, dass die Welt, in der ich mich sicher und zu Hause fühle, nur aus meinem Zimmer besteht. Ich will mich auch in den Straßen sicher und zu Hause

fühlen. Deswegen schreibe ich so viel über Straßen und Städte. Ich will sie mit meinen Gedichten erobern.

AR: Auf den Straßen sieht man, wer die Macht hat?

MM: Ja, und das sind in Afghanistan die Männer. Wer darf Fahrrad fahren, wer fährt Auto? Wer geht nachts alleine? Der Körper einer Frau ist immer in Gefahr, man hat als Frau immer ein schlechtes Gefühl im eigenen Körper. Du denkst, dein Körper wäre ein Problem. Als ich hier das erste Mal schwimmen gegangen bin, habe ich meinen Körper erstmalig ganz frei gesehen und gezeigt und gemerkt, dass er nicht korrigiert und versteckt werden muss, dass er gar nicht problematisch ist, sondern ganz normal. An dem Tag habe ich sehr viel über meine Vergangenheit verstanden und meine Zukunft neu gesehen.

AR: In deinem Gedicht *Erinnere dich an mich* schreibst du: „Ich bin gerannt / die ganze schlaflose Straße entlang, / sie führt nicht zu meinem Haus.“

MM: Ich habe jetzt die dritte Nacht hintereinander von Kabul geträumt. Ich bin in einem dieser gelben Berliner Busse durch eine Straße in Kabul gefahren. Ich wollte zu unserem alten Haus, aber es war so dunkel, ich kannte die Adresse nicht und die Straße hatte keinen Namen. Straßen bedeuten Adressen und Adressen bedeuten, ein Zuhause zu haben. Menschen bekommen über ihre Adresse eine Identität. Sie wohnen in einem Haus in einer Stadt und haben eine Adresse. Diese „schlaflose Straße“ kann eine Straße in Berlin sein oder in Kabul, denn ich habe kein Zuhause mehr – weder dort noch hier.

AR: In deinem Gedicht *Identität* schreibst du: „Wo immer das Dach einstürzt, es fällt auf dich herab. / Das Dach dieses Hauses stürzt seit Jahren schon über mir ein.“ Ist das Haus also immer schon eine Ruine?

MM: Hier geht es nicht um ein privates Haus, sondern um ein Land. Beides kann ja Schutz bedeuten. Doch in meiner Generation ist beides zerstört. Im Krieg ist das Haus immer in Gefahr. In meiner Generation konnte man nie sicher sein – wegen des Krieges, aber



Mit etwa 8.000 Schülerinnen ist die Al-Fatah-Schule heute eine der größten Mädchenschulen in Afghanistan.



Mariam Meetra bei einer Moderation 2014 im afghanischen P.E.N.-Zentrum.

auch als Frau. Ich habe nie mit einem sicheren Gefühl in diesem Haus, in diesem Land geschlafen. Meine Generation teilt das Gefühl der Unsicherheit. Verlust, Flucht oder Tod sind unser geteiltes Schicksal.

AR: In *Identität* schreibst du: „In mir habe ich ein Haus errichtet / mit meinen Erinnerungen und Träumen, / mein innerstes Haus, / das ich nie verlasse.“ Das ist das einzige Gedicht, in dem es ein intaktes Haus gibt. In den früheren Gedichten gibt es noch kein Vertrauen in tragende Mauern. Ist *Identität* das neueste Gedicht, und siehst du das als eine Entwicklung an?

MM: Ja, und das Gedicht gipfelt in der Zeile: „Ich bin mein eigener Ausweis“.

AR: In dem ältesten Gedicht, das ich von dir kenne, *Erinnere dich an mich*, sind nicht einmal die Erinnerungen stabil, da werden sogar die „Erinnerungen anderswo vergessen“.

MM: Wenn du dein Land und deine Lieben verlierst, dann hast du Angst, auch noch deine Erinnerungen zu verlieren. Ich habe große Angst vor dem Vergessen.

AR: Zum Schluss habe ich noch ein Zitat von dir zu einem Garten gefunden. Du schreibst, dass man im Exil umgetopft werde und nicht wisse, ob man je wieder grünt oder aber vertrocknet. Menschen, die selbst nicht die Erfahrung des Exils machen mussten, denken vielleicht: Hauptsache, man hat wieder eine neue Erde. Sie vergessen das Grün und können sich nicht vorstellen, wie schwieriges ist, das neue und das alte Grün zusammenzubringen, um eine Identität aufzubauen.

MM: Mein Vater hat früher regelmäßig Blumen, Bäume und Tomatenpflanzen in unseren Garten mitgebracht, aber manche sind dabei vertrocknet. Das ist wie mit den Menschen, die ins Exil gehen. Manchmal können sie in der neuen Erde nicht blühen und verdorren. Nicht alle Menschen sind für die Erde hier gemacht. Manchmal ist die neue Erde aber auch besser als die alte, dann blüht man in anderen Farben als zuvor, aber man blüht. [REDACTED]

Das Gespräch wurde in deutscher Sprache geführt.

Foto: privat

Jeanno Gaussi
geb. in Kabul, ist Mixed-Media-Künstlerin und Kurzfilmmacherin, die international ausstellt. Sie ist Mitglied des Afghan Contemporary Art Research Teams. Gaussis Arbeit untersucht Aspekte von

Sandra Stein
geb. in Heidelberg, arbeitet als Fotografin. Neben Stilleben und einfühlsamen Fotodokumentationen ist sie vor allem auf Porträts spezialisiert. 2003 gewann sie den Preis in Silber der Lead Awards.

Gedenken, Erinnerung und kultureller Identität.

Majd Suliman
geb. in Aleppo/Syrien, ist Künstler. Als Sozialarbeiter arbeitete er mit Kindern in Syrien und in der Türkei. Seit 2017 studiert er an der Kunstakademie in Düsseldorf. Suliman sucht nach der Schönheit im Kern der Zerstörung.

Lela Ahmadzai
geb. in Kabul, ist Multimedia-Journalistin und Fotografin. Ihre Arbeiten wurden in zahlreichen Medien veröffentlicht und ausgezeichnet. Sie beschäftigt sich mit Hintergründen von Konflikten, mit Kriegsverbrechen und dem Thema Gender.

Tammam Azzam

Mosaik und Zerstörung



Aus der Ferne wirken sie wie Gemälde, aus der Nähe gleichen sie einem Mosaik: Bis zu 50.000 Schnipsel handbemalten Papiers fügt Azzam für die Collagen seiner *Paper Series* zusammen. Kompositionen zerstörter Stadtlandschaften und unermüdlichen Wiederaufbaus.



Links: Papiercollage auf Leinwand, 120 x 160 cm, 2016
Oben: Papiercollage auf Holz, 100 x 70 cm, 2019



Papiercollage auf Leinwand, 140 x 240 cm, 2018



Links: Papiercollage auf Leinwand, 120 x 160 cm, 2016
Oben: Papiercollage auf Leinwand, 120 x 160 cm, 2017



1980 in Damaskus geboren, studierte Tammam Azzam dort Bildende Kunst mit Schwerpunkt Ölmalerei. Er arbeitete als Grafikdesigner und wandte sich später digitalen Medien zu. Azzam zählt zu den bekanntesten Künstler*innen Syriens. Er lebt heute in Berlin.

Shamaaya-Palast



Ali Al-Kurdi wuchs in den Fünfzigern als palästinensischer Geflüchteter im jüdischen Viertel von Damaskus auf. Mit dem Traum der Rückkehr nach Palästina im Kopf und Ehrfurcht vor den Nachbarn im Herzen, spielten die Kinder in einer pulsierenden Stadt verschiedener Religionen, Ethnien und Kulturen. Eine „sonderbare Zeitparadoxie“ nennt er dies in seinem Roman, den wir hier im Auszug vorstellen.

Landkarte“ war unser Lieblingsspiel, als wir noch Kinder waren. Meine Freunde aus dem jüdischen Viertel und ich teilten uns in zwei Gruppen auf: Die erste begab sich außer Sichtweite, während die zweite mit Kreide die Gassen des Viertels auf den Boden malte, um in diesem Netz jenes Feld festzulegen, in dem sie sich bewegen würde. Dann begaben sich die Mitglieder der zweiten Gruppe in das auf der Landkarte verzeichnete Gebiet und versteckten sich in dem Labyrinth. Kam die erste Gruppe zurück, las sie die Karte und suchte die, die sich nun versteckt hielten. Es galt, die anderen zu fangen, bevor sie zurückkehren und die Spuren der Landkarte verwischen konnten.

Das Laufen, Fangen, Manövrieren und die Taktiken beim Verstecken machten das Spiel so spannend, vor allem, weil die Gefahr, bei der Rückkehr gefangen zu werden, stets präsent war.

Bei aller Aufregung dachten meine Freunde und ich nicht daran, dass wir in einer Stadt lebten, die voller verschiedener Religionen, Ethnien und Kulturen war. Als wir die Windungen der engen Gassen unseres Viertels und seine sonderbaren Labyrinth mit Kreide auf den Boden von Damaskus malten, dachten wir auch nicht daran, dass wir uns in einer Region bewegten, in der seit tausenden Jahren Menschen gelebt und ihre Spuren hinterlassen hatten. Weder ich noch eins der anderen

palästinensischen Flüchtlingskinder wussten damals von den Leiden unserer eigenen Familien, die sich im Jahr der Nakba nach einer qualvollen Odyssee in diesem Teil der Stadt niedergelassen hatten und seit dem Jahr 1948 zu deren Vielfalt beitragen. Irgendwann aber denken wir alle über unser Leben und unsere Herkunft nach, entdecken Neues, erfahren von den Dingen, die wir nicht beeinflussen konnten, erfahren von dem, was uns zusteht und wozu wir verpflichtet sind.

Wie tausenden anderen auch kam meiner Familie der Beschluss der syrischen Regierung Anfang der fünfziger Jahre zugute, einige Flüchtlingsfamilien in Häusern von Juden und Nichtjuden unterzubringen, die Syrien verlassen hatten. Das Los teilte meinen Eltern ein geräumiges und helles Zimmer im Shamaaya-Palast zu – einem schönen damaszenischen Haus, das im Jahre 1865 von dem reichen Juden Shamaaya Effendi erbaut wurde. Seine Erben hatten Syrien mit anderen Juden verlassen und so wurde das Haus unter den Besitztümern der „ausgewanderten Juden“ gelistet. Dieses und andere Häuser wurden palästinensischen Flüchtlingen, die man zuvor auf Moscheen, auf Schuldächer und in Zelte verteilt hatte, als Unterkunft zur Verfügung gestellt.

Erst nach und nach stellte ich fest, dass wir uns durch vieles von den Menschen in unserem Umfeld unterschieden: durch den Klang unseres Dialektes, den wir von unseren Vätern gelernt hatten; auch durch unsere UNRWA-Grundschule, die anders war als die öffentlichen oder privaten Grundschulen, die für syrische Kinder vorgesehen waren. Und dadurch dass nur wir, weil wir Flüchtlinge waren, am Ende des Monats zum „Zentrum für Versorgung mit Grundnahrungsmitteln“ gingen, um Nahrungsmittel zu erhalten. Nur für uns gab es eine Arztpraxis mit der blauen UNRWA-Aufschrift, die wir kostenlos besuchen konnten. Nur für uns gab es ein „Zentrum für die Verteilung von Milch“, das den gleichen Schriftzug trug.

Ich weiß nicht, warum ich bereits von früher Kindheit an eine starke Aversion gegen alles hatte, was mit der UNRWA zusammen-

hing, dem Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten, die wir nur „die Agentur“ nannten. Vielleicht, weil sie der Beweis unseres Elends war. Ich hasste den blauen Ausweis. Meine Mutter zwang mich oft, morgens mit diesem Ausweis zur Arztpraxis zu gehen, um für sie oder meine Geschwister eine Nummer zu bekommen, mit der sie die Praxis später besuchen konnten. Mit Frauen, Männern und Kindern stand ich in einer langen Schlange und wartete auf eine Nummer. Mein Bruder und ich stritten täglich darum, wer von uns beiden die Ration Milch holt und wer die Wartenummer.

Diese Äußerlichkeiten waren nicht der einzige Unterschied zwischen uns und den anderen. Es gab unzählige andere Geschichten und Beispiele, die in mir Gefühle hinterließen und innere Kämpfe auslösten, für die ich damals keine Erklärung fand. Warum trugen nur wir Brotfladen, die unsere Mütter aus Mehl von der „Agentur“ geknetet hatten, auf unseren Köpfen zu den öffentlichen Backöfen, um sie backen zu lassen?

Ich spürte die verstohlenen Blicke der anderen, wenn ich mit dem Blech auf meinem Kopf zum öffentlichen Backofen und später mit dem fertigen Brot zurück nach Hause ging. Diese Blicke voller Mitleid und Erstaunen, die mir das Gefühl gaben, anders zu sein. Weder verstand noch begriff ich damals den Begriff der „Identität“. Diese Blicke waren wohl die erste Walze, die den Weg für viele Fragen in mir ebnete; Fragen über Flucht und Vertreibung, die palästinensische Frage, Zugehörigkeit und was es heißt, ein palästinensischer Flüchtling zu sein, der inmitten der Vielfalt der Altstadt von Damaskus lebt, was zu einer Besonderheit führte, die uns wiederum von anderen Flüchtlingsgruppen unterschied, die in ihren Flüchtlingslagern eine gewisse Homogenität erlebten.

Der Shamaaya-Palast selbst war einzigartig und unterschied sich von anderen viel bescheideneren Häusern, die einst Juden gehörten, weil er Platz für viele bot. Was anfangs positiv erschien, wandelte sich mit der Zeit in eine Katastrophe für die Bewohner des Palastes. Kon-

ten die bescheideneren Häuser zwar weniger Menschen aufnehmen, bedeutete das doch auch weniger Probleme. Der Shamaaya-Palast bestand aus zwei Gebäuden mit offenen Innenhöfen und einer Synagoge in deren Mitte und konnte mehr als fünfzig Flüchtlingsfamilien beherbergen. Jeder Familie stand nur ein Zimmer zu, da einige Zimmer regelrechte Säle

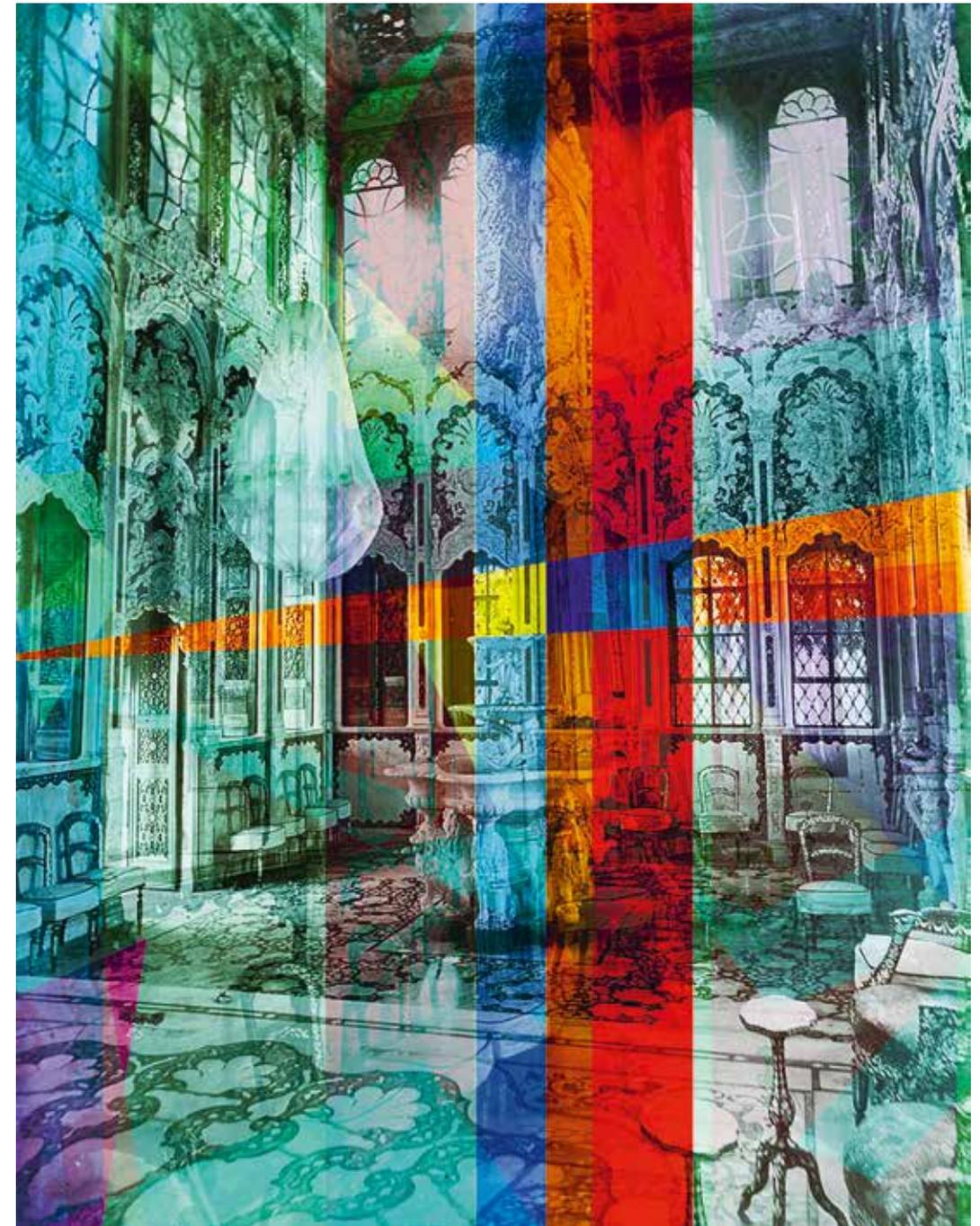
Diese Blicke waren wohl die erste Walze, die den Weg für viele Fragen in mir ebnete.

waren. Die Wände waren mit Dekorationen und schönen Schnitzereien verziert, in die Böden war italienischer Marmor eingelassen. Ein paar Zimmer waren sogar so groß, dass darin Trennwände aufgestellt wurden, damit mehr Flüchtlingsfamilien dort Platz fanden. Man teilte sich dort so einiges: Gerüche, Stimmen, Streitereien, Stöhnen und Raunen.

Ich erinnere mich noch genau an die anderen schönen Dinge im Shamaaya-Palast: Bitterorangen-, Zitronen-, Cedrat- und Granatapfelbäume und zwei Wasserrinnen, die in der Mitte des Hofes verliefen, prächtiger Wandschmuck an den Mauern, ziegelrote Dächer. Wie konnte dieser schöne Palast all diesen Trubel ertragen?

Es war den Flüchtlingsfamilien erlaubt worden, das Dach der Synagoge zum Aufhängen der Wäsche zu benutzen. Einige der Zimmer in den oberen Etagen hatten Fenster aus Glas, aus denen man auf den Innenhof der Synagoge blickte. Auch unser Zimmer gehörte dazu.

Mit Ehrfurcht in unseren Herzen und großer Neugier haben meine Geschwister und ich die Nachbarn heimlich beobachtet, wenn sie dort an Samstagen und zu jüdischen Feiertagen ihre Gebete verrichteten. Sie kamen früh-



Historisches Bild: Felix Bonfils, Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg; Public Domain

Majd Suliman: „Shamaaya“. Unter Verwendung einer historischen Fotografie von Felix Bonfils.

morgens, Männer und Jungen, die die kleine Kopfbedeckung trugen. Nach Momenten der Stille erhoben sich die Stimmen und sie rezierten Psalmen in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Unsicherheit und Angst warfen Fragen in unseren kleinen Köpfen auf, Fragen über diese Rituale, zu denen wir keine ausrei-

Immer wieder erweckte der Anblick der älteren jüdischen Frauen meine Neugier, in ihren Vorgärten voller Blumen und Pflanzen.

chenden Antworten erhielten. Da waren sie, Juden: Nachbarn und Menschen wie wir. Sie waren einfach mitten unter uns. Sie sprachen dieselbe Sprache wie wir. Da war Abu Jacques, der Eier verkaufte und eine orientalisch-pluderhose trug. Er hatte einen Gürtel um seinen herabhängenden Bauch gebunden und trug auf dem Kopf einen roten Tarbusch, so dass es schwierig war, ihn von den anderen Männern im Al-Shaghour-Viertel zu unterscheiden. Er hatte ein Zimmer in der Synagoge, in dem er seine Ware sortierte, bevor er sie an die Geschäfte in der Umgebung verteilte. Manchmal rief er meiner Mutter zu: „Frau Nachbarin, schick mir den Jungen. Ich habe einige zerbrochene Eier zu einem guten Preis.“

In jenen Jahren blieb das jüdische Viertel von Damaskus mit ihnen und uns gefüllt, voller Vielfalt und Bewegung. Es unterschied sich darin von anderen Vierteln. Es grenzte an das Ameen-Viertel, in dem überwiegend Schiiten lebten, und an das Al-Shaghour-Viertel, das vor allem von Sunniten bewohnt war. Im Nordwesten lag das christliche Viertel Bab Touma. Mit dem Zuzug von uns Flüchtlingen

hatte es den Anschein, als wäre die ganze Stadt eine sonderbare Zeitparadoxie.

Immer wieder erweckte der Anblick der älteren jüdischen Frauen meine Neugier, wenn ich sie auf dem Weg zur Alliance-School beobachtete, wie sie in ihren Vorgärten voller Blumen und Pflanzen ihren Morgenkaffee tranken. Es gab keinen Grund für meine besondere Neugier, nur mein Gefühl für diese Andersartigkeit, das sich mit der Zeit immer weiter vertiefte. Ich beobachtete Frau Widad mit ihrem französischen Haarschnitt und die Ehefrau des alten Rafoul, der sich immer über den Lärm und die Streitereien der Kinder ärgerte, und Umm Jacques, die dicke alte Frau, die immer freundlich war und ständig lachte, so dass sie ihren letzten übriggebliebenen Zahn entblößte, während die jungen eleganten und bezaubernden jüdischen Mädchen morgens zu den Nähstellen gingen, die es im Viertel reichlich gab. Die meisten von ihnen waren unverheiratet und rackerten sich den ganzen Tag ab, um die Mitgift für den erhofften Ehemann zusammenzubekommen.

In ihrer Nähe und mit ihnen zusammen lebten eben wir, als Flüchtlinge. Wir erlebten die neuen Ereignisse und die daraus entstandenen traurigen Veränderungen. Wir feierten und trauerten. Auf die Mauern des Shamaaya-Palastes malten wir die Landkarte von Palästina und schrieben darunter in fetter Schrift: „Wir kehren zurück“. Dann irgendwann hängten wir Informationen über die ersten Widerstandskämpfer auf und Fotos von den Märtyrern. In den Alliance-Schulen brachte man uns Flüchtlingskindern zusammen mit dem Alphabet den „Traum von der Rückkehr“ nach Palästina bei, von unseren heiligen Stätten, die sich in unsere Herzen eingravierten. Es war wie ein Mantra, das ein wenig Ruhe in unsere geschundenen Herzen einkehren ließ, die die Hoffnung nicht verloren, irgendwann in unsere Häuser zurückzukehren, die in der Erinnerung unserer Väter schweben und doch irgendwann verblassen werden, je älter der Traum wird. ■■■■■

Aus dem Arabischen von Mustafa Al-Slaiman

قصر شمعايا

اليهود الغائبين، وكان حظّ أسرتنا غرفةً فسيحة ومضيئةً في «قصر شمعايا»، وهي دارٌ دمشقية جميلة بناها الثري اليهودي شمعايا أفندي سنة ١٨٦٥، وبما أن وِزنته غادروا سورية مع من غادر من أبناء الطائفة آنذاك، سُجّلت الدار بين أملاك اليهود الغائبين، ثم فُتحت أبوابها مع غيرها من البيوت المغلقة، أمام بعض اللاجئين الفلسطينيين، الذين توزعوا على الجوامع، وأسطة المدارس والخيام.

صرت أكتشف، شيئاً فشيئاً، أننا نختلف عن محيطنا بأشياء كثيرة: رنين لهجاتنا التي ورثناها عن آبائنا، ومدرستنا الابتدائية التابعة لـ «الأونروا» تختلف عن المدارس الرسمية أو الخاصة لأبناء البلد، وأنا وحدنا بوصفنا لاجئين نذهب في آخر الشهر إلى مركز توزيع «الإعاشة» كي نحصل على معونات غذائية، ووجدنا من له عيادة طبيّة مجانيّة عليها شعار «الأونروا» الأزرق، ومركز لتوزيع الطيب يحمل الشعار ذاته. لا أدري لماذا شعرت منذ طفولتي المبكرة بنفور شديد تجاه كل ما يتعلّق بـ «الأونروا». ربما لأنها كانت بشكل غير مباشر شاهداً على يؤسنا. كنت أكره «الكرت» الأزرق الذي غالباً ما كانت والدتي تجبرني على حمله في الصباح الباكر، والذهاب إلى العيادة الطبية كي أحجز لها، أو لأحد أشقائنا «نمرة» الدخول إلى العيادة. أقف في طابور طويل مع نساء ورجال وأطفال، ريثما يتسنّى لي الحصول عليها، وكنت أتشاجر يومياً مع شقيقي الأصغر حول من متى سيذهب لإحضار حصتنا من حليب «الأونروا».

لم يكن الاختلاف والتمايز بيننا وبين الآخرين يقتصر على هذه المظاهر، بل ثقة قصص وحكايات أخرى كثيرة. أورتنتني مشاعر وصراعات داخلية لم أستطع آنذاك تفسيرها، أو هضمها. لماذا نحن وحدنا أبناء العائلات اللاجئة، نحصل

كانت «الخريطة» لعبة طفولتنا المفضّلة، وأنا وثلة من أصدقائي في حارة اليهود الدمشقية. كنا ننقسم إلى فريقين: الفريق الأول يختبئ بعيداً، فيما يبدأ الفريق الثاني برسم شبكة دهاليز الحارة بالطبشور على الأرض، لكي يحدّد المساحة التي سنتحرّك في نطاقها، ومن ثم ينطلق إلى الأماكن المرسومة في الخارطة، ويتخفّس في متاهتها. يعود الفريق الأول من مخبئه لكي يدرس الخارطة وينطلق في أعقاب الفريق المتخفي، لأن من شروط اللعبة أن يمسك بأعضاء الفريق الثاني قبل أن يعودوا ويمحو آثار الخارطة.

كان الجري، الترقّب، المناورة، وتكتيك الاختباء من العوامل المثيرة جداً في هذه اللعبة، خاصّة وأنّ الخطر والممانعة واحتمال القبض علينا في طريق العودة كاملٌ أمامنا.

لم يخطر في ذهني آنذاك، أو في ذهن أيّ من أصدقائي الصغار، ونحن في ذروة الإثارة التي تمنحها لنا اللعبة، أننا نعيش في مدينة، يشكل نسجها المتنوّع مركز تلاقٍ بين الديانات، الإثنيات والثقافات، ولم يخطر في بالنا ونحن نرسم بالطبشور على الأرض تصاريح أزقتها الضيقة، ومتاهاتها الغرائبية، أننا نتحرّك في منطقة تخفي في باطنها آثار بشر عاشوا فيها قبل آلاف السنين. لم أدرك أنا، أو غيري من أطفال اللاجئين الفلسطينيين، مدى معاناة أهلنا الذين سكنوا في هذه البقعة من المدينة، بعد عذابات رحلة التيه عام النكبة ١٩٤٨، وأنهم بذلك سوف يضيفون إلى تنوّعها تنوّعاً، ثم سيمعنون في تأمل ذواتهم، وإعادة اكتشافها، وصياغتها لكي يعرفوا ما لهم، وما عليهم.

استفادت أسرتي، مثل مئات العائلات اللاجئة، من قرار الحكومة السوريّة في مطلع الخمسينيات، بإسكان بعض اللاجئين في بيوت

يفرز فيها بضاعته، قبل أن يوزّعها على البقاليات المجاورة. كان ينادي أحياناً والدتي صارخاً: «جارتنا.. بعثيلي الصبي، في عندي شوية بيض مكشّر، سعرن رخيص».

ظلت حارة اليهود في دمشق، حتى نهاية العقد ما قبل الأخير من القرن المنصرم، تضجُّ بهم، وينا. مليئة بالتنوع والحركة. تتميز بفرادة نسيجها السكاني. يحاذيها حيّ الأيمن خو الأغلبية الشيعية، وحيّ الشاغور السني، وإلى الشمال الغربي حي باب توما المسيحي، ومع التحاقنا نحن اللاجئين بهذا المزيج.. بدت المسألة كأنها مفارقة من مفارقات الزمن الغرائبية! لطالما أثار فضولي، وأنا في طريقي إلى مدرسة «النيلانس»، ذات الطراز الكولونيالي، التابعة لـ«النوروا» منظر العجايز اليهوديات، وهن يشربن قهوهتهن الصباحية في الفسحات الخارجية، أمام منازلهن التي تحيط بها النباتات والورود، لا لشيء، وإنما لشعوري بذلك الاختلاف الذي راح يتعمق مع الزمن. كنت أرقب الست «وداد» بقصة شعرها الفرنسية، و«شنيورها» اللامع، وزوجة العجوز «رفول» الغاضب دوماً من ضجيج الأولاد ومشاكلاتهم، وأم جاك العجوز السمينة، الطيبة التي تضحك دائماً، فتظهر السن الوحيدة المتبقية في زاوية فمها، بينما الصبايا اليهوديات اللئيقات الفاتنات يتوجهن في تلك الصباحات إلى مشاغل الخياطة المنتشرة في الحارة. معظمهن «عوانس»، يكدحن طوال النهار كي يجعلن «دوطة» العريس المنتظر. بالقرب منهم ومعهم عشنا كلاجئين. شهدنا صخب الأحداث البكر وتحولاتها المحزنة. أقمنا الأفراح والمآتم، رسمنا على جدران قصر شمعايا خارطة فلسطين، وكتبنا تحتها بالخط العريض: «عائدون»، ومن بعد علقنا البيانات الأولى للفدائيين، وصور الشهداء، وفي مدرسة «النيلانس» تعلّمنا نحن أطفال اللاجئين مع حروف الأبجدية الأولى "حلم العودة" إلى فلسطين. ديارنا المقدسة التي ارتسمت على حواف قلوبنا: تعويذة سحرية، راحت تُدخل بعض الطمأنينة إلى قلوبنا المضطربة، التي لم تفقد الأمل بالعودة إلى بيوتنا هناك، المعلّقة على جدران ذاكرة آبائنا، التي راح يراودها الشحوب كلما تقادمت الأهل.

بزخارف، ونقوش جميلة، وأرضيتها مكسوة برخاميات إيطالية فاخرة، فقد قُسمت بحواجز خشبية، كي تتسع إلى عدّة أسر لاجئة، تتقاسم فيما بينها: الروائح والأصوات والمشاجرات وأنين الليل وهمساته...

لماذا نحن وحدنا أبناء العائلات اللاجئة، نحمل على رؤوسنا عجيب الأربعة التي تعجنها أمهاتنا في البيوت من طحين «الوكالة»، ونذهب به إلى الأفران لخبزه؟!

ما زلتُ أذكر بقايا الجمال الذي كان عليه قصر شمعايا في طفولتي: أشجار النارج والكباد والرمان، البحرتان اللتان تتوسطان فسحته، الزخارف والنقوش البديعة على جدران وسقفه القرميدي، ولكن من أين لهذا القصر الجميل أن يتحمل كل هذا الزحام؟!

سمح للأسر اللاجئة باستخدام سطح الكنيس، كمنشّر للغسيل، وكان لبعض الغرف العلوية نوافذ زجاجية، تطل على الفناء الداخلي للكنيس، من بينها غرفتنا، وكان يطلو لي أنا وأخوتي، والرّهبة تملأ قلوبنا، التلصص على جيراننا اليهود بفضول كبير، وهم يؤدّون صلواتهم أيام السبت وفي الأعياد اليهودية، حيث يأتون في الصباح الباكر، رجالاً وفتياتاً يضعون القلنسوة الصغيرة على رؤوسهم، ثم بين فترة صمت وأخرى، تملأ أصوات تلوّة المزامير في لغة لا نفهمها. عندئذ يلقنا الغموض والخوف الذي يطرح على رؤوسنا الصغيرة أسئلة حول طبيعة هذه الطقوس، دون أن نجد أجوبة شافية لها، فما هم اليهود من حولنا: جيران، وبشرٌ مثلنا. يحيطون بنا من كل جانب. يتحدثون اللغة ذاتها التي نتحدث بها... ها هو أبو جاك بائع البيض بالجملة، يلبس الشروال والقوطنيّة، ويلفّ حول كرشه المتدلي زئاراً، ويعتمُرُ طربوشاً أحمر على رأسه، بحيث يصعب أن تميّزه عن أي عجوز شاغوري، بلباسه التقليدي المعروف، وهو يشغل من الكنيس غرفةً جانبيةً



Foto: Teddy Moarbes

Ali Al-Kurdi im Weimarer Park an der Ilm

باقي تجمعات اللاجئين الذين عاشوا نوعاً من التجانس داخل مخيماتهم. كان قصر شمعايا وحده نسيجاً متفرداً، يختلف عن باقي دور اليهود الأكثر تواضعاً، التي سكنها اللاجئين، وإذا كان هذا الأمر ميزة إيجابية في البدايات، فقد تحوّل مع مرور الزمن إلى كارثة على ساكنيه. السبب أن البيوت الأكثر تواضعاً، استوعبت عدداً محدوداً من العائلات اللاجئة، وبالتالي كانت مشاكلها أقل، بينما قصر شمعايا، الذي يضمّ دارين لهما فسحتين سماويتين يتوسطهما كنيس يهودي، فقد استوعب في داريه، وطبقتيه العلوية والارضية أكثر من خمسين أسرة لاجئة. كان نصيب كل أسرة منها غرفة واحدة لا غير، وبما أن بعض غرف القصر كانت عبارة عن قاعات كبيرة جدرانها مزينة

على رؤوسنا عجيب الأربعة التي تعجنها أمهاتنا في البيوت من طحين «الوكالة»، ونذهب به إلى الأفران لخبزه؟!

كنت ألحظ نظرات التخزين الخفية لي، وأنا أصل سدر العجين، أو الخبز على رأسي أثناء ذهابي وإيابي إلى الفرن. تلك النظرة المواربة التي تحتمل الشفقة أو الدهشة، وتشعرنني بالاختلاف. لم أكن آنذاك أفهم، أو أدرك معنى «الهووية»، ولعل تلك النظرات الملتبسة، كانت المدماك الأول الذي شرّع الأبواب في داخلي على كثير من الأسئلة، عن معنى اللجوء... والقضية.. والانتقام.. وعن معنى كوننا تجعفاً من اللاجئين الفلسطينيين يعيشون في قلب النسيج المركب، لمدينة دمشق القديمة، الأمر الذي ولد لنا خصوصية ما، تختلف نسبياً عن

Waldhütte und Altenheim



Die Schriftsteller Ahmad Katlesh und Omar Al-Jaffal zogen als Stipendiaten aus Syrien und dem Irak in das ehemalige Sommerhaus Heinrich Bölls in Langenbroich, einem kleinen Ort in der Nordeifel. Nach Ende des Stipendiums fanden sie Unterkunft in einem nahegelegenen Altenheim, in dem es freie Zimmer und püriertes Essen gab. Kurz bevor ihr Rücken anfangen sich zu krümmen, zogen sie weiter.

Alle Details des Hauses seines Freundes Ibrahim sind Ali Al-Kurdi noch präsent: die Wände, die Möbel, die Bibliothek, die Gerüche. Ibrahim und Ali waren in den fünfzig Jahren ihrer Freundschaft nie länger getrennt – außer damals, als beide im Gefängnis saßen, und heute, da sie in unterschiedliche Länder geflohen sind. Das Haus seines Freundes hatte eine sehr alte Holztür, die zu einem niedrigen Flur und fünf Steinstufen führte, über die man in einen Innenhof gelangte. Von dort aus konnte man in den Damaszener Himmel schauen. Eines Tages trat eine junge Frau mit dunklem Haar in den Hof, um gemeinsam mit Ibrahims Frau einen Schwalbenschwarm zu beobachten. Als Ali Al-Kurdi die junge Frau das erste Mal in den Himmel blicken sah, wusste er: Das ist sie! Er verliebte sich in sie, sie sich in ihn, sie beide heirateten. Heute leben sie gemeinsam in Weimar.

Ali Al-Kurdi

Ahmad Katlesh

Noch keine dreißig

Wenn ich alt bin, würde ich in einer Waldhütte leben, hatte ich mir immer gedacht. Doch mein Wunsch ging viel schneller in Erfüllung. Ende 2016, ich war noch keine dreißig Jahre alt, zog ich mit einem Autorenstipendium für ein knappes Jahr ins Heinrich-Böll-Haus. Meine Traumhütte am Waldrand, weitab von der Stadt. Am Tag nach meiner Ankunft blickte ich aus dem Fenster auf einen großen Apfelbaum. Er sollte mein Orientierungspunkt im Wald sein, also machte ich ein Foto von ihm.

Knapp vier Jahre lang hatte ich in Jordanien ohne Aufenthaltserlaubnis überlebt. Aus Syrien hatte ich nur ein einziges Reisedokument mitgenommen, das seine Gültigkeit am Flughafen Amman mit dem Stempel „Rückkehr nicht gestattet“ verlor. Nun fand ich mich – offiziell anerkannt – in der Abgeschiedenheit wieder und mir wurde klar, dass der Apfelbaum doch keine gute Wahl war. Meine Erinnerung kreiste nach wie vor um die Feigen-, Maulbeer- und Zitronenbäume, die in Amman zurückgeblieben waren. Ich sollte meine Hoffnung nicht in die Früchte hiesiger Bäume setzen. Also wählte ich Efeu.

Den Wald lernte ich in der schwierigsten Jahreszeit kennen. Nach und nach verschwanden die Herbstfarben, der erste Schnee stand bevor. Um mich herum war alles grau und ich bewegte mich zwischen Zorn und Langeweile. Ich igelte mich ein und hielt mich von Menschen fern, aber immerhin konnte ich

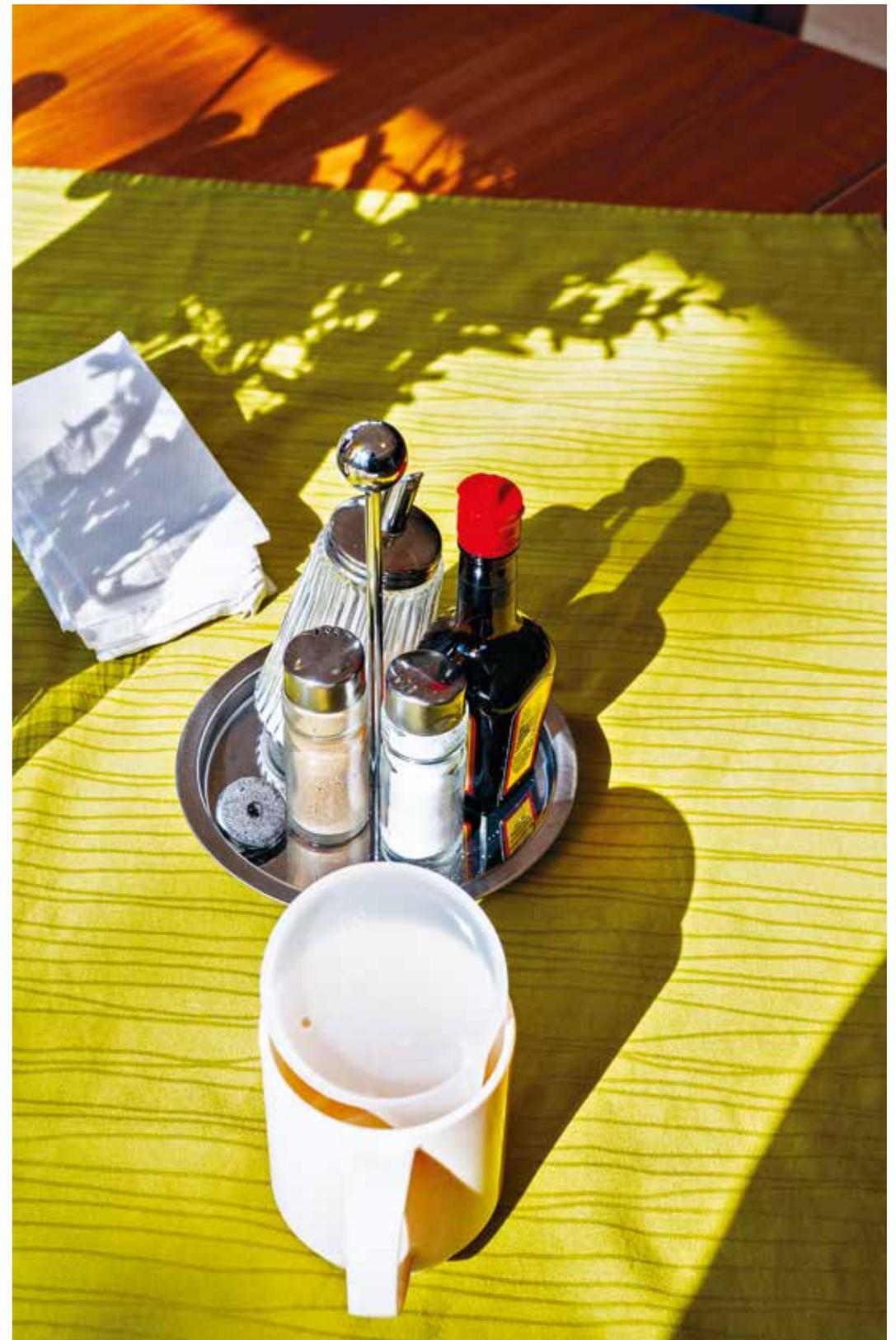
dem Grau entfliehen, indem ich die Farben der Bäume, der Rinden und der Äste entdeckte. Die Stille in der Hütte schmeckte feucht, nach Wärme, Strom und Brennholz. Die Stille des Kamins nach Schießpulver. Die Stille des Gartens wehte mit Wind und Regen den Geruch von Geistern heran. In der Stille lauschte ich dem Regen und lernte zu unterscheiden, wie die Tropfen auftrafen auf das Holzdach, das Fenster, das Gras. In meinem arabischen Wörterbuch gab es fast zwanzig Synonyme für Regen und zum ersten Mal konnte ich jeden dieser Ausdrücke mit Intensität empfinden.

In der Hütte kamen auch die Gespenster und die Angst zurück. Doch die Angst machte mich empathisch. Sie ließ mich mit dem gefrorenen Gras mitfühlen.

Nach dem Auszug aus der Hütte stand ich wieder vor demselben Problem wie in Jordanien. Das Asylverfahren endete mit der Aufenthaltserlaubnis aus Gründen, die mir lange unbekannt blieben. Nach etlichen Umzügen fand ich unweit vom Heinrich-Böll-Haus in einem Altenheim ein Zimmer. Dort lebte ich ein Jahr lang. Theoretisch war ich dort natürlich fehl am Platz, folgte man aber der Logik meines Lebens, dann war ich, psychologisch betrachtet, schon richtig dort. Bereits am ersten Tag schloss ich Frieden mit dem Ort, nur nicht mit den Papieren. Das Pflegepersonal, der Geruch von Desinfektionsmitteln und püriertem Essen erinnerten mich an meinen Großvater, den ich bis zu seinem Tod begleitet hatte. Es war wie in einem alten Film, immer wieder spulten sich die Szenen ab.

Im Altenheim begann ich wieder von vorne, genau wie damals in Jordanien: der Tod allgegenwärtig, keine Papiere, kein Platz, keine befriedigende Arbeit. Nachdem ich aus Amman kurz vor meinem dreißigsten Lebensjahr weggegangen war, stand ich hier wieder am Anfang. Dieses Mal aber ohne Verlustangst. Wann der Tod dich holt, ob mit dreißig oder mit siebzig, ist unerheblich. Das Leben will immer gelebt, ausprobiert und besungen werden. ■

Aus dem Arabischen von Jessica Siepelmeyer





Die Fotografin Sandra Stein fuhr nach Düren, um sich in dem Altenheim umzusehen.

Omar Al-Jaffal

Wieder dreißig

Ich habe Angst, dass jemand vor meinen Augen sterben könnte.“

Das war mein letzter Satz, bevor ich aus dem Auto stieg und mein neues Zuhause im Altenheim betrat. Wer wie ich aus einem Land voller Tod kommt, kann es nicht ertragen, noch mehr Tote zu sehen. Nur hier, in diesem riesigen grünen Teil Europas, lassen sich Mythen über die Unsterblichkeit des Menschen spinnen. Ich hingegen komme aus einer Zivilisation, in der sogar die prominentesten Persönlichkeiten kein ewiges Leben erreicht haben.

Die Möglichkeit, alles zu verlieren, machte aus mir einen isolierten Menschen. Ich begnügte mich damit, so unverbindlich wie möglich das Lächeln der Bewohner zu erwidern. Aber selbst ein solches Lächeln ist tückisch, es verstrickt einen in Beziehungen. Sogar ein Gespenst, das man jeden Tag sieht, vermisst man, wenn es auf einmal verschwindet. So suchte ich jeden Tag im Park mit meinem Blick nach der Frau, die sich unermüdlich im Rollstuhl bewegte. Ich vergewisserte mich einer anderen Frau, die am Fenster saß und die Zeitung las, und lauschte zwei Greisen, die ohne Unterlass darüber sprachen, was sie mittags essen würden. Einmal fürchtete ich, ein Mann würde sterben, als ich ihn im Rettungswagen vor dem Haus liegen sah. Aber er enttäuschte den Tod: Nach einer halben Stunde Wiederbelebungsmaßnahmen stand er auf, als wäre nichts gewesen.

Eines Nachts, der Regen prallte auf die Fensterscheibe wie auf ein erlegtes Tier, schreckte ich aus dem Schlaf hoch. Die Stille

im Raum ängstigte mich und meine Schläfen dröhnten. Das Schlimmste aber war, dass ich den Herzschrittmacher nicht mehr hörte. So also kommt der Tod? Kommt das, was ich jahrelang gefürchtet hatte und wovor ich hierher geflohen war, einfach so? Langsam ging ich ins Badezimmer, drehte den Wasserhahn auf und wusch mein Gesicht mit kaltem Wasser. Ich betrachtete mich im Spiegel und sagte zu mir selbst: Jetzt ist alles vorbei.

Doch das war es nicht. Unter mir wohnte ein Mann, dessen Leben von einem Schrittmacher abhing. Anfangs strahlte das Geräusch des Geräts eine tödliche Monotonie aus, die in meinem Kopf pochte, aber mit der Zeit gewöhnte ich mich so sehr daran, dass ich dachte, seine klebrigen Bänder wären an meinem Körper befestigt. Als ich ihn in dieser Nacht nicht hörte, fühlte ich mich tot. Aber ich bin nicht gestorben und auch der Mann unter mir überlebte. Er war in jener Nacht nur zu Besuch bei seiner Familie gewesen.

Unter Arabern sind wir Iraker bekannt für unsere starke Neigung, Enttäuschung zu empfinden. So betrachte ich das Leben oft durch ein breites Fenster der Trauer hindurch. Jahrelang versuchte ich, dieses Fenster durch ein anderes zu ersetzen, aber es wollte mir

Eines Nachts, der Regen prallte auf die Fensterscheibe wie auf ein erlegtes Tier, schreckte ich hoch.

nicht gelingen. Als ich im Winter 2017 in ein Altenheim in Düren zog, wurde sofort eine Fabrik in meinem Kopf aktiv. Sie verwandelte alles, was ich über das Leben in solchen Häusern gelesen und gehört hatte, in Ideen, die die Wahrnehmung meines neuen Lebens-



Ahmad Katlesh (links) und Omar Al-Jaffal (rechts) leben heute in Düren.

Foto: Sandra Stein

raums lenkten. So erinnerte ich mich an den verstorbenen irakischen Schriftsteller Hamid al-Aqabi, der sich in seiner Autobiografie „Ich lausche Al Ramadi“ ausmalte, er würde seine letzten Tage mit Alzheimer in einem Altenheim in Dänemark verbringen.

Für mein Lebensende im Altenheim schien es doch noch etwas zu früh zu sein. Ich war dreißig Jahre alt, als ich dort einzog, aber meine Fenster waren breit und offen für alle möglichen Fantasien. Und so fiel mir auch gleich ein, dass ich an leichtem Bluthochdruck litt und trotzdem weiter rauchte. Meine Gesundheit war ganz passabel, aber die meisten Leute um mich herum waren über fünfundsiebzig und hatten Knochenschmerzen, Herzprobleme und Muskelschwund. Und so setzte ich, kaum war ich im Altenheim eingezogen, meine

Füße vorsichtig in die Badewanne, aus Angst, ich könnte ausrutschen und mir die Knochen brechen. Oder ich ging sachte die Treppe hinunter und stützte dabei meinen Rücken mit der Hand. Ich nahm nur noch weiche Nahrungsmittel zu mir, aus Sorge, meine Zähne könnten beim Kauen zermalmt werden.

Nach meinem Auszug hat es Monate gedauert, bis ich wieder dreißig wurde. Wurde ich es denn überhaupt je wieder? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass der Tod alle Menschen beunruhigt und die Alten sich dieser Herausforderung am besten stellen. Vor allem habe ich in dem Altenheim in Düren ernsthaft nach dem Hammer gesucht, um das breite Fenster einzuschlagen. ■■■■■

Aus dem Arabischen von Jessica Siepelmeier

Omar Al-Jaffal schreibt im Dezember 2013, als in Bagdad 806 Menschen getötet oder verletzt wurden, eine „Anleitung zum Überleben“. Er rät darin, den Tod hinauszuzögern und wegzustoßen, selten das Haus zu verlassen und wenn, dann nur bei Sonnenuntergang und schwerfällig wie eine Robbe. Auf dem Weg solle man nicht über ernste Themen diskutieren, sondern dumm kichern. Außerdem rät er, sich zwei Handys zu kaufen: ein billiges, das man notfalls gegen die Wand werfen könne, sobald man hört, dass jemand verletzt oder getötet wurde, und ein zweites, das einem gefällt.

Omar Al-Jaffal
Ahmad Katlesh

Ahmad Katlesh schreibt in seinem Text „Kinder des Lehms“, dass sie früher in Häusern mit niedriger Decke und Hängeböden wohnten, die für alles Mögliche Raum boten: Sex, Geheimnisse, Schutz, verdorbene oder kostbare Waren. Jetzt, da er in einem Haus mit hoher Decke wohnt, wisse er nicht mehr, wohin mit der Leere und der Angst und all den anderen Dingen, die er nicht wegwerfen könne.

Das Leben in einem fremdsprachigen Land ist wie die Bewegung durch ein unvollständiges Haus, dessen Architektur man nicht kennt. Nora Bossong über Versuche, aus einer unvertrauten Sprache Wände, Boden und Dach zu bauen.

Sprache als Ruine



Bild: Tammam Azzam, Papiercollage auf Leinwand, 160 x 240 cm, 2019

Im letzten Oktober kaufte ich mir ein Ticket für die Hessische Landesbahn und fuhr von Frankfurt aus in den Taunus. Das Wetter war mild, das Blätterauswechseln im Wald sanft, die Farben um mich herbstlich rot. Ich war bereits durch Unterholz und über Baumwurzeln geklettert, den Hang bald hinuntergefallen, bald hinauf-

gekraxelt, als vor mir die massiven grauen Mauern der Burg Königstein auftauchten. Kinder spielten in den kopflosen Türmen, der Rittersaal war eine Graslandschaft, die Natur nahm sich den Raum zurück.

Wie viele Burgruinen des Mittelalters stand Königstein in dieser Beschaulichkeit auf den ersten Blick als fast harmlose Steinzeugin

einer Epoche vor mir, die durch dieses Idyll in einem glücklichen Licht erschien, was natürlich absurd ist ob ihrer zum Teil kriegerischen Zwecke, der Gewalt ihrer Zerstörung. Die Zeit war der sanftmütige Idiot, der viel zu bereitwillig kooperierte: Hier war kein Krieg passiert, hier war niemand in den Kellern gefoltert worden.

Dass etwas Zerstörtes gerade als Symbol für etwas Heiles angesehen wird, heiler in jedem Fall als die Gegenwart, die mit ihrer Zerrissenheit und Brüchigkeit keinen Halt mehr verspricht – das ist das Paradox der romantischen Perspektive, es ist aber vielleicht auch das Paradox jener Perspektive, die sich einer komplexen Erwachsenenheit entziehen möchte und aus einer zurückliegenden, dadurch verklärten Kindheit zu blicken wünscht, einer Perspektive, die jenen Moment nicht wahrhaben will, in dem man vom Schutzsuchenden zum Schutzgebenden geworden ist. Ich setzte mich auf eine der verfallenen Treppenstufen, hinter mir der Wachturm und ein Fenster, durch das ich in die rostrote Landschaft schaute. Die Ruine mit ihren dicken Mauern, ihrer einstigen Wehrhaftigkeit, ließ mich das Gefühl von Schutz erahnen und die unglaubliche Macht, zu entscheiden, wem dieser Schutz gebührte. Der Himmel über mir war frei, aber die Wände in alle Himmelsrichtungen waren meterdick.

Ein Jahr zuvor hatte ich mit der syrischen Schriftstellerin Rasha Habbal rauchend in Frankfurt gestanden und mich mit ihr über unsere sehr unterschiedlichen Versuche unterhalten, aus einer fremden Sprache wieder Wände, Boden, ein Dach aufzubauen. Wer je die Erfahrung gemacht hat, mit ungenügender Kenntnis der Sprache in einem fremden Land anzukommen, und sei es auch auf die privilegierte Art einer europäischen Erasmusstudentin, die ich einmal gewesen war, wird wissen, dass es sich bisweilen anfühlt, als müsse man sich durch ein unvollständiges Gebäude bewegen, dessen Architektur man nicht durchschaut. Ständig läuft man gegen Wände, und mag eine Decke auch vorhanden sein, so fehlt oft der Boden.

Dass etwas Zerstörtes als Symbol für etwas Heiles angesehen wird – das ist das Paradox der romantischen Perspektive.

Eine neue Sprache zu erlernen ist etwas anderes als eine vertraute Sprache zu verlieren, und wer das Schreiben kennt als ein unverzichtbares Mittel, sich in der Welt zu verhalten, weiß, wie man darum bangen kann, dass einem die Sprache wieder genommen wird, denn so wie Architektur zerbrechen oder vorsätzlich zerstört werden kann, so kann auch Sprache zerfallen und so können Erzählungen fragmentiert werden.

Es kann die Auslassung sein, das, worüber nicht gesprochen wird, weil man es nicht aussprechen kann, weil man es verdrängt hat. Es kann das Detail sein, das plötzlich aus seiner Nebensächlichkeit tritt. Das, wodurch erzählt wird, was nicht erzählt wird. Es kann das Achronologische sein, der Zeitsprung, der etwas, das in Unordnung geraten ist, noch einmal anders verunordnet, weil die erste Unordnung nicht auszuhalten war.

Sprachruinen sind lebendiger als die Steine einer Festung und sie widersetzen sich klarer der Verklärung. Sie stehen nicht beschaulich da, sie wirken harmloser als das, wovon sie sprechen, indem sie nicht davon sprechen. Sie berichten von der Zerstörungsgewalt ihrer Zeit anstatt von einer mutmaßlich besseren Epoche, die es immer erst im Nachhinein als das Bessere gab. Sie erzählen davon, dass jede Zeit einmal Gegenwart gewesen ist und dass jeder Gegenwart ein Zerstörungspotenzial innewohnt.

Literatur, die uns etwas mitteilt, scheint mir fast immer aus Verlust entstanden zu sein oder zumindest darauf zu fußen, auf einem Bruch, einem gewaltsamen Einschnitt, einer Lücke. Die Ursache dafür kann so unterschiedlich sein wie unsere Art, in den Himmel zu schauen, wie das, was wir dort sehen, Hoffnung, Bedrohung oder auch nur Regen, und sie kann in ihrer Dimension stark variieren.

Durch den verwilderten Hof streifend, der einmal ein Rittersaal gewesen war, hörte ich im letzten Herbst den Kindern zu, die mich Erwachsene als Gespenster zu erschrecken versuchten, und ich erinnerte mich mit einem Mal an ein Gefühl tiefer, verlässlicher Geborgenheit. Dieses Gefühl hatte nicht mit der Wehrhaftigkeit der Mauern zu tun, sondern mit der Fantasie von Kinderspielen, die auch in der heilsten aller denkbaren Welten irgendwann einmal verloren geht.

Eigentlich sollte die Burg Königstein nach den Napoleonischen Kriegen gesprengt werden. Das gelang nicht ganz. Man riss schließlich die Steine aus ihrem Gemäuer, um die umliegenden zerstörten Häuser wieder aufzubauen. Die Wirklichkeit ist brutal, sie ist unnachdsichtig, aber sie kann sich auch der Zerstörung widersetzen oder Wege aus ihr herausfinden. Nicht akzeptieren zu wollen, dass die Wut gewonnen hat, scheint mir auch einer der ursprünglichsten Antriebe des Schreibens, der Literatur zu sein. Sie hat nicht die Ruhe, eine versteinerte Relikthaftigkeit über Jahrhunderte zu belassen, und ist damit vielleicht weniger die zerstörte Mauer als das Gras und Moos, die sich von Neuem Raum nehmen, ohne den darunterliegenden Verlust zu verdecken. ■■■■■

Nora Bossong

In Nora Bossongs Romanen und Gedichten gibt es unzählige Häuser, Wohnungen, Villen, Gärten, auch Ruinen. All diese Orte sind derart genau beschrieben, dass sie im Kopf der Leser*innen tatsächlich zu existieren beginnen. Immer wieder werden sie zur Bühne für die Leidenschaften und Intrigen, die Nora Bossongs Figuren durchleben. In ihrer eigenen Wohnung in Berlin gibt es kein Internet, dafür aber immer neue Untermieter*innen. Nora Bossong ist nämlich ständig unterwegs, lässt sich selbst in den verschiedensten Wohnungen, Häusern, Gärten nieder. Als wir sie baten, uns von einem Haus mit Bedeutung für sie zu erzählen, schickte sie ein Bild vom Völkerbundpalast in Genf.



»Lesen wir sonst immer nur über die Menschen, die sich zu uns flüchten, kommen sie hier endlich zu Wort.«

ANNA VOLLMER, FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG

